



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Uneigennützigkeit. Die Sammlung halte ich allerdings für einen Fehler. Ich hätte an Stelle der Krügerin geantwortet: Hier, Herr Professor, haben Sie meine Tochter, behalten Sie sie. Dann war er blamiert. Aber die Alte war ja ganz außer sich!

Louis blickte etwas unsicher um sich. Er begriff, daß das eine unangenehme Wendung der Sache gewesen wäre. — Ach was, sagte er, das thun die Leute nicht, dazu haben sie zu viel —

Pietät, willst du sagen, fiel Ellen ein. Das ist richtig. Und das benutzt ihr praktischen Mediziner und dreht den Leuten einen Strick daraus.

Wer hätte es denn sonst bezahlen sollen? fragte Louis.

Du, bester Schwager, du hast die Emma zu Emden gebracht, obwohl du weißt, daß die arme alte Frau nichts hat.

Fällt mir gar nicht ein. Laß sie doch ihr Haus verkaufen.

Aber Louis! Wer weiß, wieviel von dem Häuschen ihr gehört? Und du weißt doch, was es für einen armen Menschen auf dem Lande bedeutet, sein Häuschen zu verlieren. Damit ward sie doch heimatlos. Und ins Armenhaus ziehn — lieber sterben.

Ist mir ganz egal. Wer den Arzt braucht, muß auch den Arzt zahlen. Da wartet, die Gesellschaft soll mir bleichen, daß ihr die Augen übergeht.

Die alte Duttmüllern billigte diesen Grundsat ihres Louis mit Genugthuung und fügte hinzu: Wer ist an der ganzen Bescherung schuld? Der Gauner, dein Vater, Louis. Wenn du den Menschen jetzt nicht vor den Staatsanwalt bringst, so thue ich es, so wahr ich die alte Duttmüllern bin.

Alice hörte dem mit großen, starren Augen zu, sah bleich aus und sagte kein Wort. Ellen aber rief: Pfui Ruckuck, ihr seid mir eine schöne Gesellschaft, nahm ihren Hut und ging ab.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sachsen und die preußisch=hessische Eisenbahngemeinschaft. Nachdem die Presse schon hier und da die Möglichkeit eines Eintritts der sächsischen Eisenbahnen in die preußisch=hessische Eisenbahngemeinschaft erörtert hat (vgl. Grenzboten 1901, Nr. 24), ist die Frage am 9. Mai auch in der zweiten Kammer des sächsischen Landtags zur Sprache gekommen. Denn der Bericht der Deputation über die finanziellen Ergebnisse der sächsischen Staatsbahnverwaltung, wie er in dieser Sitzung erstattet wurde, giebt allerdings kein erfreuliches Bild. Die Eisenbahnschuld, also das in den Eisenbahnen stekende Anlagekapital, ist binnen zwei Jahren, von Ende 1898 bis Ende 1900, von 603 237 550 Mark auf 696 589 650 Mark, also um rund 93 Millionen Mark gewachsen und erfordert an Verzinsung und Tilgung für 1902/3 28 908 470 Mark. Dem steht aber ein Betriebsüberschuß nur noch von 31 811 420 Mark gegenüber, sodaß der reine Überschuß nur 2 902 950 Mark beträgt gegen 10 406 547 Mark für 1900/1. Dieser Überschuß ist der geringste seit 1859. Die Rente von den Eisenbahnen war schon 1899 auf 3,7 Prozent gesunken, während sie in Preußen damals 7,3 Prozent betrug. Dieser Rückgang wird nicht nur durch den schlechten Geschäftsgang, sondern auch durch die zahlreichen Neu- und Erweiterungsbauten veranlaßt; jedenfalls hat die Gesamtlänge der Linien, die Zuschüsse brauchen, gegen 1899 um 447,8 Kilometer zugenommen. Die Hauptgründe liegen aber tiefer. Die sächsische Verwaltung ist die kostspieligste in Deutschland. Von den Gesamtausgaben fielen in Sachsen auf persönliche Ausgaben (Beamte) 52,57 Prozent, in Bayern 49,45 Prozent, in Preußen und Hessen 48,42 Prozent, denn die Zahl der Beamten, Diener und Arbeiter betrug auf 1 Kilometer Bahnlänge durchschnittlich in Sachsen 14,69, in Bayern 8,21, in Preußen und Hessen 11,51; namentlich sind die Kosten der allgemeinen Verwaltung in Sachsen außerordentlich hoch, was zum Teil auf die geringe Selbständigkeit der einzelnen Beamten zurückgeführt wird. Sodann ist der

Durchgangsverkehr durch Sachsen zu einem großen Teile auf die preußischen Konkurrenzlinien übergegangen. Ein guter Teil des nord-süddeutschen Verkehrs nimmt jetzt seinen Weg an Leipzig vorbei über Halle — Erfurt — Ritschenhausen oder Halle — Großheringen — Probstzella, und parallel zu der westöstlichen sächsischen Linie Leipzig — Dresden — Görlitz läuft die preußische Linie Leipzig — Eilenburg — Torgau — Falkenberg — Kohnfurt, ja die preußische Verwaltung leitet Gütertransporte auch dann über ihre Linien, wenn der Weg an sich länger ist.

Was nun da von der Deputation und in der Kammer zur Abhilfe vorgeschlagen wurde, das will alles nicht viel sagen, es macht im Gegenteil den Eindruck bitterer Verlegenheit. Die Deputation empfahl im Sinne von § 42 der Reichsverfassung auf Abstellung des Befahrens von Umwegen im Güterverkehr mit allen Mitteln, vor allem durch Verhandlungen mit Preußen, hinzuwirken. Der Vizepräsident der zweiten Kammer, der Konservative Opitz aus Treuen, wünschte Ersparnisse durch bescheidnere Bauten, Einschränkung in der Zahl der Züge, Verringerung der Beamten, gab aber selbst zu, daß dabei höchstens 2 bis 3 Millionen herauspringen würden und hielt deshalb sogar eine Erhöhung der Tarife für möglich. Auch der Finanzminister Dr. Müller nahm solche Ersparnisse in Aussicht, bezeichnete aber ein einseitiges Vorgehn in der Tariffache mit Recht als „völlig undenkbar,“ bestritt zugleich entschieden, daß zwischen Preußen und Sachsen ein „Eisenbahnkrieg“ bestehe und nahm die preußische Verwaltung gegen den in der That etwas bedenklichen Vorwurf des „unlautern Wettbewerbs“ energisch in Schutz, wenn er auch die Thatfache einer Konkurrenz als eine natürliche Folge der Verhältnisse zugab. An ein Reichseisenbahngesetz sei „augenblicklich nicht zu denken.“ Von einem Eintritt in die preußisch-hessische Gemeinschaft wollte weder er noch der Wortführer der die Kammer bekanntlich völlig beherrschenden Konservativen etwas wissen. Beide stimmten darin überein, daß der Eintritt keineswegs die von mancher Seite erhofften günstigen finanziellen Folgen haben werde; der Abgeordnete hob vor allem die politischen Folgen, die Gefahren einer Erweiterung der Reichskompetenz und einer Einengung der Landtagskompetenz hervor; das sei eine „Mediatifizierung“ Sachsens, die nicht geringer sei als die von 1866; ja er wagte die Behauptung, wer „um feiles Geld“ Ansehen und Einfluß seines (sächsischen) Vaterlandes aufgebe, könne nicht für einen guten Patrioten gelten. Mit weniger Pathos beteuerte der Minister, „daß die sächsische Regierung zu keiner Zeit daran gedacht habe, sich ihres Eisenbahnbesitzes in der einen oder der andern Form zu entäußern,“ und er fügte hinzu: „Ein Staat von der Bedeutung, die Sachsen für sich beanspruchen darf, wird sich, so lange er nicht selbst an der Berechtigung seiner Existenz zweifelt, schon im politischen Interesse niemals zu einer solchen Maßnahme verstehn.“ Übrigens gab er zu, daß sich die Regierung in der letzten Zeit theoretisch mit der Frage befaßt habe. Von dem Referenten, dem Nationalliberalen Kellner, und von einem andern nationalliberalen Redner, Dr. Vogel, wurde der Gedanke des Eintritts nicht von der Hand gewiesen, aber Vogel bezeichnete den gegenwärtigen Zeitpunkt wegen der niedrigen Eisenbahnrente als ungeeignet.

Zunächst verwahren wir uns aufs nachdrücklichste dagegen, daß die sächsische Vaterlandsliebe von der Ansicht darüber abhängig gemacht werde, was dem sächsischen Eisenbahnwesen und den sächsischen Finanzen frommt. Was „gut sächsisch“ sei, das ist zuweilen recht zweifelhaft gewesen, und nicht immer sind die Leute die besten Sachsen gewesen, die sich selbst dafür hielten und alle andern, die nicht ihrer Meinung waren, des Mangels an Patriotismus beschuldigten. Das ist eine Art von Versuch zur Terrorisierung der öffentlichen Meinung, den wir entschieden zurückweisen, viel entschiedener, als es leider in der Kammer geschehn ist. Was ist das auch für eine politische Einsicht, die von einer „Mediatifizierung“ Sachsens 1866 als von einer offenbar bedauerlichen Sache redet und gar nicht daran denkt, daß die Krone Sachsen für diese „Mediatifizierung“ durch einen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten entschädigt worden ist, wie sie ihn zu keiner frühern Zeit jemals ausgeübt hat, ganz abgesehen davon, daß die sogenannte Souveränität der deutschen Mittel- und Kleinstaaten nur sechzig Jahre bestanden hat und niemals etwas

andres gewesen ist als ein verwirrender Schein. Es handelt sich zunächst um eine Finanzfrage, demnach allerdings um „schönes Geld,“ aber um das Geld der sächsischen Steuerzahler; es handelt sich einfach um die Frage: Ist der sächsische Staat instande, die Selbständigkeit seiner Eisenbahnverwaltung finanziell ohne unverhältnismäßige Opfer auch künftig zu behaupten, oder ist er es nicht? Wir wissen nicht, ob er es sein wird. Es ist ja möglich, daß sich, wenn man im Bau unrentabler Linien etwas „zurückhaltender“ verfährt als bisher, wenn man die Verwaltungskosten verringert, auch nicht mehr alle zuweilen sehr naiven lokalen Wünsche befriedigt, und wenn der Geschäftsgang wieder besser wird, die Einnahmen wieder heben und die Ausgaben verringern. Aber einen festen Anhalt dafür giebt es nicht. Ist er es aber nicht, nun dann würde es die Pflicht der Regierung sein, in neue Bahnen einzulernen, denn regieren heißt voraussehen.

Fassen wir nun doch das Schreckensgespenst des Eintritts in eine größere Eisenbahngemeinschaft etwas näher ins Auge! Zunächst ist doch auch jetzt die sächsische Eisenbahnverwaltung so wenig ganz „unabhängig“ wie die irgend eines andern Mittelstaats; sie muß in Fahrplänen und Tarifen fortwährend Rücksichten auf die Nachbarn, vor allem auf Preußen, nehmen, ohne doch irgendwelchen entsprechenden Einfluß auf dessen Leitung ausüben zu können. Nach wenig Wochen mußten sich z. B. alle Mittelstaaten der in Preußen verfügbaren Gültigkeitsdauer der Tagesbillets auf 45 Tage einfach unterwerfen, ohne daß auch nur Verhandlungen stattgefunden hätten. Sodann und vor allem: die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft ist eine Betriebs- und Finanzgemeinschaft, keine Besitzgemeinschaft, der hessische Staat ist vielmehr im Besitz seiner Eisenbahnen geblieben. Auch ist der Betrieb gar nicht schlechtweg auf die preußische Verwaltung übergegangen, es besteht vielmehr eine gemeinsame preußisch-hessische Eisenbahndirektion in Mainz neben der preußischen in Frankfurt a. M., beide stehn unter einem gemeinsamen Bezirkseisenbahnrat, und überdies ist Hessen sowohl im preußischen Ministerium für öffentliche Arbeiten als im preußischen Eisenbahnrat vertreten, hat also vollkommen Gelegenheit, seine Interessen zu wahren. Von den gemeinsamen Einnahmen bezieht es keineswegs eine feste Rente, sondern einen festen Prozentsatz ($\frac{1}{55}$), es nimmt also an den gemeinsamen Gewinnen und Verlusten entsprechend teil, die sich doch offenbar bei einem so kolossalen Netz (gegen 32000 Kilometer) eher ausgleichen als bei einem viel kleineren; jedenfalls bezieht es schon jetzt eine gegen früher beträchtlich erhöhte Eisenbahnrente (7 Prozent).

Denken wir uns nun Sachsen in dieselbe Lage versetzt, so würde es sein Eigentumsrecht an seinen Staatsbahnen behalten wie bisher; es würden nur ein oder auch zwei gemeinsame Eisenbahndirektionen in Dresden und Leipzig unter einem gemeinsamen Eisenbahnrat zu errichten sein, und Sachsen würde seine Vertretung in Berlin haben, also auf den Gesamtbetrieb Einfluß gewinnen, der ihm jetzt völlig fehlt, und an dem Gewinn auch der preußischen Konkurrenzlinien einen Anteil haben, die jetzt auf seine Eisenbahnrente drücken, und seine eignen Eisenbahnverbindungen wesentlich verbessern, die jetzt für Leipzig, die größte Stadt des Landes, nach verschiedenen Richtungen hin geradezu skandalös sind, weil die preußische Verwaltung auf Leipzig keine Rücksicht zu nehmen braucht. Da Sachsen ein musterhaft verwaltetes Eisenbahnnetz von etwa 3000 Kilometern besitzt, würde es unzweifelhaft wesentlich günstigere Bedingungen erlangen können, als das um so viel kleinere Hessen. Es wäre z. B. wohl möglich, daß es sich das Anstellungsrecht für die Beamten in Sachsen vorbehalte. Und wenn nicht alle seine Linien Aufnahme finden sollten, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch in Sachsen die Bezirke Neben- und Kleinbahnen übernehmen könnten, die freilich viel billiger gebaut und verwaltet werden müßten als bisher. Solche tief eingreifende Fragen werden nur durch die sorgfältigsten Erwägungen entschieden, nicht durch erregte Deklamationen. Wenn ein (eingesandter) Artikel der Leipziger Zeitung vom 9. Mai d. J. sagt, „wir würden dann nicht mehr Herr im eignen Hause sein,“ so ist das eine bestechende, aber inhaltslose Phrase. Kein deutscher Staat ist heute mehr ganz „Herr im eignen Hause,“ sie sind alle von der Reichsgewalt in bald größerem, bald geringerem

Maße abhängig, sie haben auch über Posten und Telegraphen meist nicht mehr zu verfügen, sie haben die Kriegshoheit aufgegeben und stehn alle auf weiten Gebieten unter der Reichsgesetzgebung, und wir preisen diese Entwicklung, denn darin eben besteht die praktische deutsche Einheit, nicht in patriotischen Festreden und Flaggenhissen. Historisch betrachtet steht es doch so: in frühern Jahrhunderten sind die Einzelstaaten auf Kosten der Reichsgewalt und des Reichsbesitzes groß geworden, weil sie die damaligen Staatsaufgaben besser zu lösen vermochten als die eine Zentralgewalt; heute nimmt das Reich in dieser oder jener Form den Einzelstaaten das ab, was nur eine große umfassende Zentralgewalt leisten kann, und dahin gehört auch das Verkehrsweisen, das offenbar das Sondertum immer weniger verträgt. Ja wir sollten meinen, es läge geradezu im Interesse der eisenbahnbesitzenden Mittelstaaten, möglichst rasch zu einer gesamtdeutschen Eisenbahngemeinschaft zu kommen, denn je mehr ihrer beitreten, desto mehr kann ihr Einfluß auf Preußen zur Geltung gebracht werden. Jetzt steht die Partie sehr ungleich: Sachsen braucht Preußen, aber Preußen braucht Sachsen für seine Eisenbahnen nicht; es kann ganz ruhig warten, wie es beim Zollverein gewartet hat. Deshalb scheint uns der wahre sächsische Patriotismus nicht darin zu bestehn, unhaltbare Zustände zu verlängern, sondern vielmehr darin, sie in möglichst günstiger Weise zu beenden. *

Siegesallee und Kunstempfinden. Man wird es wohl in der Ordnung gefunden haben, daß ich mich damit begnügt habe, meine Meinung zu sagen, ohne mich weiter darum zu kümmern, welchen Widerhall meine Äußerungen gefunden haben. Scheffelzitate hätten ja zur Verfügung gestanden, aber für die Sache war es überflüssig. Was man mir persönlich anhängt, läßt mich kalt; daß ich einen Autor nicht unpersönlich behandeln konnte, der seinen Namen groß über seinen Aufsatz setzt, liegt auf der Hand: er ist verantwortlich für das, was er sagt, und wenn er persönliche Geschmacklosigkeiten zu seinen sachlichen fügt, so brauche ich nicht darauf zu reagieren.

Dagegen darf ich wohl hier einen Brief abdrucken, den mir ein lieber Freund, der selbst ein Künstler ist, und zwar, wie sich gleich zeigen wird, nichts weniger als ein rückständiger, geschrieben hat. Er lautet:

Armer Hans Grunow! Du hast es ordentlich bekommen, lieber alter Ichthyosaurus. Das Fischblütige in dir hat dir einen argen Streich gespielt, oder wars gar das warme Blut? Du hättest es so machen müssen, wie wir das früher hielten, du hättest gar nicht merken sollen, daß da welche sind, die Geschenke bekritteln zu müssen glauben. Geschenke sollen Freude machen. Wir freuten uns damals immer, wenn uns etwas Liebes erwiesen wurde — wars nicht so? — und bedankten uns fröhlich, auch wenns uns innerlich vielleicht nicht einmal so ganz nach unsern Wünschen ausgefallen zu sein schien. Aber das Persönliche, das schätzten und achteten wir doch in jeder gern gegebenen Gabe. Weißt du noch, wie du das Geld damals nicht annahmst, wofür du dir ein Geschenk kaufen solltest, so etwas, was dir Freude mache, und wie du es beleidigt zurückwiesest und der Tante sagtest, das wäre ja dann kein Geschenk! Ein Geschenk sei doch etwas Ausgedachtes, schön für den Zweck Ausgedachtes, etwas, worüber man hin und her simuliert habe, bis man das Rechte getroffen zu haben glaube. Wars nicht so?

Siehst du, Hans, das ging mir alles so durch den Sinn, als ich deinen Streit mit Konrad Lange in Tübingen las.

Ihr habt doch beide das Geschenk mit erhalten — also freut euch doch! Wenn auch uns, als Berlinern, das Geschenk eigentlich noch mehr Freude machen müßte, weil wirs hier haben.

Da streitet man nun schon aufs heftigste über die Hohenzollernallee, und dabei ist sie noch nicht einmal ganz fertig. Es bereitet mir immer das größte ästhetische Unbehagen, wenn ich so etwas mit anhören muß. Und ganz besonders bei den Berlinern — die sind darin unausstehlich, geradezu herausgesagt. Liebster, du hättest einmal die Vorschläge mit anhören müssen, die schon während des Entstehens der Siegesallee gemacht wurden. Jeder wollte die Sache so machen, wies ihm

gefiele, und — jedenfalls besser. Der wollte Bronzefiguren, jener farbigen Marmor; dieser wünschte die Gruppen im ganzen Tiergarten verteilt zu sehen — wie das sein Onkel in seinem Park gehalten habe —, und der wiederum wollte überhaupt eine ganz andre Idee ausgeführt wissen, z. B. Standbilder, sagen wir mal der bedeutendsten Musiker und Dichter. Kurzum, das Geschenk, das noch gar nicht da stand, wurde bekrittelt und benörgelt. Ein solches Unternehmen könne nicht in so kurzer Zeit ausgeführt werden, dazu gehörten Menschenalter. Nur die allerersten Künstler hätten beteiligt sein dürfen, man hätte uns nur dafür Vorschläge machen lassen sollen. Also man wollte ein Skulpturenmuseum etwa geschaffen sehen, woran die „Größten“ mitgeholfen hätten. — Ja, wer sind nun die Größten? Wer urteilt darüber als Zeitgenosse? Der Kunstästhetiker etwa? Und wie viele bleiben denn so um die Jahrhundertwende herum übrig, wenn alles durchgesiebt worden ist? Und wie viele, wenn ein weiteres Jahrhundert darüber vergangen ist — wie wenige davon, will ich sagen —, wird sich die Kunstgeschichte herausgesucht haben, um sie als die Größten zu bezeichnen?

Wenn der Kaiser auf die Notwendigkeit hinweist, daß das ästhetische Ausgleichssein Vorbedingung sei für höchste Kunst, und die Antike als vorbildlich hinstellt, so reißt er sich damit ein in die Zahl der künstlerisch und ästhetisch gebildeten, feinfühligen Kunstfreunde. Nicht das, daß man als Künstler seine Zeit schildert und an den Kunstbestrebungen innigen Anteil nimmt, macht den Künstler, sondern daß man künstlerisch sein Zeitbild wiederzugeben imstande ist. Für den Kaiser existiert darum auch die neue Richtung nicht als solche, sondern nur das, was sie an guter Kunst zeitigt. Und ich glaube, da haben auch andre feinfühligere Menschen die eigentümliche Entdeckung gemacht, daß die Handvoll genialer Künstler, die „Eigene“, die die „Jungen“ immer an die Spitze ihrer Phalanx stellen, die besten der „Alten“ sind. Konrad Lange führt einen Teil davon selber mit Namen auf: Böcklin, Leibl, Thoma, Uhde, Menzel, Graf Kalkreuth — das sind alles Künstler, die nicht an den Kockschößen anderer hängen, die auch nicht in „moderner Richtung“ etwas schaffen, sondern das sind eben Künstler von Gottes Gnaden, die mit irgend einer „Richtung“ gar nichts zu thun haben. Wenn ich Herrn Professor Lange richtig verstehe, so meint er, hier sei eine Art Clique vorhanden, die an der Ausführung beteiligt gewesen sei, und es sei sehr bedauerlich, daß von der andern Clique, der Langischen, keiner herangezogen worden sei. Hier erzählt man sich nun aber, es seien „hervorragend tüchtige“ Bildhauer berufen worden, die Idee des Herrschers auszuführen. Man hat sich wohl nicht getraut, die von der Kunstästhetik festgestellten „allerersten Nummern“ von Künstlern zu wählen, weil es sich schon öfter gezeigt hatte, daß gerade diese Abgötter schon nach fünf Jahren etwa wieder von ihrem Piedestal heruntergeholt worden waren. Und man hat da den Ausweg gefunden, einfach bewährte, zu den Tüchtigsten gezählte Künstler zur Ausführung zu nehmen. Sicher ist sicher! Die sind noch nicht als die genialen Neusten verschrieen, wenn es auch immerhin sein kann, daß einige davon später einmal noch zu diesem Ruhm kommen werden.

Es galt die Idee, eine Ahnengalerie zu schaffen, Herrscherdenkmäler in einer ganz bestimmten Form, architektonisch aneinandergereiht, die als Ganzes betrachtet auch durch die Anzahl selber dekorativ wirken sollte. Noch läßt sich diese Wirkung nicht ganz übersehen, denn es fehlen die Verbindungsglieder zwischen den einzelnen Gruppen — entweder lebendige Hecken, oder noch besser auch von Marmor ausgeführte niedrige Balustraden, die dann dem Beschauer den einheitlichen architektonischen Eindruck der ganzen Siegesstraße geben.

Wäre diese Wirkung zu erzielen möglich gewesen, wenn nur die Standbilder des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen und Wilhelms I. errichtet worden wären, die Konrad Lange in seinem Artikel „Freiheit der Kunst“ als „die Hohenzollern bezeichnet, die sich durch ihre Thaten in der Geschichte ein Denkmal gesetzt hätten, das dauernder sei als Marmor oder Erz“? Das hätte ja so sein können, und sicher gab es auch Ausführende, die diese Aufgaben glänzend hätten lösen können; aber — das ist Langes Idee, und die andre Idee war doch nun einmal

die, die Hohenzollernnahmen in ihrer genealogischen Folge darzustellen und mit der Anzahl und der architektonischen Anordnung zu wirken. Vanges Idee bleibt ja trotzdem noch immer ausführbar, ohne mit dieser irgendwie zu konkurrieren.

Liebster Hans, du siehst jetzt, daß ich selber mit hineingerate und das Geschenk bekrittle. Und ich wollte doch ganz zuerst das sagen, was mir ein Besuch von außerhalb — einfache, brave Leute aus dem Bürgerstande — bei der Besichtigung der Allee nahelegte: „Die Sache wird aber ganz pompös! Das ist ja gar nicht so scheußlich, wie die Zeitungen geschrieben hatten, nein, das sieht ja ganz prächtig aus, diese Riesenallee! Herrgott, sich so was auszudenken! Und muß das ein Geld gekostet haben, das auszuführen! Und das hat euch der Kaiser ganz einfach geschenkt? Donnerwetter, eigentlich famos! Na, da seid ihr wohl sehr, sehr dankbar für so ein wirklich königliches Geschenk?“

Also: dankbar, ein wenig dankbar hätten wir sein sollen!

Wir sind ja doch auch dankbar für alles, was uns die Kunst bringt, auch die „Neue.“ Die schönen Wandschmuckblätter, die Lithographien, von denen Professor Lange spricht, sind, wenigstens etliche davon, geradezu eine Freude für den Kunstverständigen, der die geschickte Benutzung des Materials zu schätzen weiß, und zu schätzen weiß, wie ungemein geschickt mit geringen Mitteln feintonige Farbewirkungen erzielt worden sind. Ein Fehler ist nur, daß sie erziehend für Kinder sein und einen Wandschmuck für Schulen abgeben sollen. Das ist eine absolut verfehlte Sache. Dafür sind sie überhaupt nicht gedacht. Fragt einmal eure Kinder, — um irgend ein Beispiel zu nehmen, — wie sie sich eine Burg vorstellen? Da wird das Kind antworten: Eine Burg? die liegt ganz oben auf einem hohen Berg, lauter Himmel drum herum. Man muß den Kopf ganz in die Höhe halten, wenn man sie sehen will. — Eine Burg aber, die im Thal liegt und von einem hohen Standpunkt aus gesehen wird, also so, daß sie scheinbar unter dem Beschauer liegt — die ist für das Kind keine Burg. Nein, für unsre Kinder wollen wir denn doch lieber bei Ludwig Richter oder G. Vogel in Plauen oder andern ähnlichen Künstlern bleiben, die zunächst an das Kindesempfinden denken, nicht daran, ein technisch vorzügliches Kunstimpromptu zu schaffen, um damit die Kinder zu Kunstblätter- und Skizzenmählern in verschiedenen Techniken zu erziehen. Dazu müssen sie erwachsen sein und erst etwas Kunstästhetik studiert haben. Erst müssen unsre Kinder beten lernen — das Gegenteil kommt leider später schon viel zu schnell ganz von selber.

Und noch eins: Konrad Lange meint in seinem Essay, der Monarch, der im ganzen ein moderner Mensch sei, wolle die Kunst auf dem Standpunkt etwa festhalten, den die Nachzügler des Klassizismus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einnahmen. — Ich glaube nun, daß sich der Verfasser da mit seiner Annahme täuscht. Der Kaiser hat öfter bewiesen, wie gleichgültig es ihm sei, ob jemand einer bestimmten Richtung angehöre. Als der Ankauf des Bogenspanners von E. M. Geyger geschah, hat der Kaiser sicher nicht gedacht, einer oder der andern Partei damit zu dienen, sondern einfach die Freude an dem Kunstwerk ist dafür bestimmend gewesen.

Es giebt ja, Gott sei Dank, immer noch eine beträchtliche Anzahl von Menschen, deren ästhetisches Gefühl eben jederzeit bei der Beurteilung von Kunstwerken mitspricht, ohne daß sie sich dabei mit den Anschauungen einer Periode, wie der von Overbeck, Cornelius und andern, einverstanden erklären müßten. Es sind die, die die Entwicklung der Denkmalkonkurrenzen mit hohem Interesse verfolgen, die z. B. Lederers Entwurf für das Bismarckdenkmal in Hamburg für das Zeichen eines tüchtigen Talents halten, die aber wiederum aus ihren veralteten Anschauungen heraus meinen, man müsse einen Bismarck nicht in die Rolle und Rüstung eines Roland stecken, um originell und abweichend vom Herkömmlichen zu wirken. Diese ältern Herren glauben sogar, daß ein Bismarckdenkmal nur dann seinen Zweck im höchsten Sinne erfülle, wenn der Bismarck nicht in einer Verwummung dargestellt werde, die den Beschauer mit der Nase auf einen Vergleich stoße, sondern wenn es ein einfaches und herrliches Kunstwerk sei, von dem spätere

Generationen, wenn sie wieder einmal einen solchen Mann im Denkmal darzustellen hätten, sagten: Der muß so wie unser Bismarck gemacht werden, so groß, so mächtig, so herrlich. Die Rolandsmaske ist Spekulation, keine Kunst. Und dann: Gewiß, der Platz ist gut gewählt für ein Wahrzeichen, das bis weit hinein in die Lande gesehen werden kann und soll. Aber nach der „veralteten“ Kunstanschauung ist es eben eher ein Platz für eine riesenhafte dekorative Ausschmückung, die mächtig wirken soll, wie etwa die Pyramiden in der Wüste, nicht aber ein Platz für ein intimes Kunstwerk, wie es die Jungen ja doch immer schaffen wollen. Die Alten, die Altmodischen stellen sich ein Bismarckdenkmal so wuchtig und dabei so fein innerlich vor, wie das, was ihm Theodor Fontane in seinem Gedicht errichtet hat:

Nicht im Dom oder Fürstengruft,
Er ruh in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halbe,
Noch besser tief, tief im Walde . . .

Nicht darum, weil etwas vom Althergebrachten abweicht, ist ein Denkmal schon ein Kunstwerk, auch nicht, weil es dem Ästhetiker der neuen Kunststrichtung in den Kram paßt, sondern einfach, weil es schön und wahrhaftig ist. Bis zu der Zeit, wo uns ein gütiges Geschick einen neuen Goethe oder Shakespeare schenken wird, müßt ihr euch schon mit der Entdeckung eurer Götzen beschäftigen; kommen die aber einmal, diese neuen Großen, nun, dann seid ihr ja die ersten, die tabula rasa machen.

Sowohl Götzen! Klinger hat seinen Beethoven auch in eine Maske gezwängt. Aber das gefällt euch, da wißt ihr doch gleich, daß er den alten Gott aus der Zeit der fröhlichen, sonnigen Schönheitsideale gemeint hat, in dessen Form er unsern gottähnlichen Musiker hat gießen wollen.

Auch hier dieselbe Sache.

Wenn wir Beethovens Denkmal ansähen, müßten wir fühlen können: Ja, das ist er, der Große, der Mächtige, den die Gottheit geküßt hat. Ehrfurcht müßten wir fühlen. Anbetende Freude.

Und wie wirkt Klingers falscher Zeus? Abgesehen schon einmal von der kadenten Verwendung flimmernden, verschiedenen Materials, das so aussieht, als ob das Kunstwerk dem niedern Volke in einer katholischen Kirche vorgezeigt werden solle — was ist das für ein weichlicher, nackter Körper, der so absolut nicht den Anschauungen über die markige Schönheit des Körpers eines Zeus entspricht. Dieser Mann darf nicht so nackt dastehen, nicht entblößt, das ist das bessere Wort dafür. Er hält das gar nicht aus. Und das soll Beethoven sein, das will uns Klinger glauben machen? Und ferner, wie ungemütlich wirkt auch die Idee, daß der Marmorkörper sich unter dem farbigen Stein, aus dem das Gewand gemeißelt ist, gar nicht befinden könne, sondern aufgesetzt sein müsse. Bei einer dekorativen Figur, vielleicht aus Marmor, die stellenweise mit einem Gewand, etwa aus Bronze, bekleidet ist, wirkt das natürlich ganz anders, organisch, wenn auch immerhin nur ganz dekorativ. Ebenso ist es ästhetisch falsch, daß auf der Rückseite des Thrones — der übrigens dem Unglücklichen die größten Schmerzen bereiten würde, wenn er gezwungen wäre, aufrecht oder gar angelehnt darin zu sitzen — allerhand Reliefs angebracht sind, die man nie zu sehen bekäme, wenn das Schaustück, so wie es, ohne Wirkung der Rückenansicht, komponiert ist, zweckentsprechend durch eine Wand von hinten gedeckt würde.

Siehst du, mein Lieber, es ist peinlich und unbequem, wenn man aus diesen häßlichen, veralteten, ästhetischen Ansichten nicht heraus kann. Aber du weißt ja, wie schwer es ist. Besser wärs für uns, wenn wir dankbar alles hinnehmen und uns daran freuen könnten. Die Erziehung zur Kunst ist unter Umständen ein Fluch. Vorsicht! Auf daß es unsern Kindern nicht später einmal so gehe, wie jetzt uns.

Dein getreuer Eckart.